

# Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Der blaue Anker.

Roman von E. Friede Schulz.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Anferrens — ja, sehen Sie, gnädige Frau, unsereins kann sich draußen anstoben. Das macht leichter. Und der Baron — hm — er trieb's auf seine Weise ebenso. Jedes Jahr ein neues Gut dazu gekauft, mit neuen Sorgen und neuen Plänen. Draußlos gebaut wurde in Bronin und den Vorwerken, bald hier, bald da, das eine Jahr eine Dampfmühle, das andre eine Wassermüllerei oder eine Stärkefabrik, die große Zuckerriederei. Dann holte er sich Saar. Da ging's noch mal von vorne los. Alles umgetrennt, alles durcheinander. Zuerst habe ich große Reden gehalten, dann war mir schon ein Kopfschütteln zu viel, schließlich habe ich vor mich hin gemault, jetzt sage ich schon gar nichts mehr. Eine Temperatur auf Bronin wie in einer Fieberstube. Auf dem Felde zwischen den Ochsengepannen, da wurde mir immer erst wohl. hm — hm — mach' er was!“

Er sah die Gutsherrin noch immer still vor sich. Da dämpfte er seine Stimme, durch die es zuletzt wie ein unterdrückter Unwille geklungen hatte.

„Und wenn man nur wüßte, woran man eigentlich ist. — Das ist es ja gerade, dies schreckliche Tappen im Dunkeln. Unser behäbiger Sanitätsrat — wozu ist der denn eigentlich Doktor? Wenn ich an einem kranken Pferd zwei Tage herumkurriere, hol' mich der Fuchs, dann weiß ich Bescheid. Was ist sein drittes Wort? Wie sagt er doch? — „Eine Gemütsdepression!“ — Damit kann man gar nichts anfangen. Seitdem bin ich noch dümmel geworden, und der Sanitätsrat wohl auch nicht klüger. Wie es vor — na, wie lange ist das her? — Drei, vier Jahre? — Wie es dann mit der Politik anfang — diese Reichstagswahl gegen den Polen — da kam der Doktor: „Jetzt wendet sich das Blatt! Passen Sie auf!“ Wir haben aufgepaßt. Na und? — was hat sich gewendet? Den ganzen Winter in Berlin — na, Sie waren ja die beiden ersten Male mit, gnädige Frau — schlimmer ist's noch geworden. In jeder Kommission saß der Baron, zuschanden gearbeitet kam er immer nach Bronin zurück. — hm — geben Sie mir bitte den Brief noch einmal her, Frau Baronin.“

Er las ihn zum dritten Male durch. Sein Gesicht hellte sich auf.

„Gnädige Frau — es ist wohl so — es pfeift ein neuer Wind! Einmal muß es sich doch wenden, so oder so. Wir werden den Turmbau frisch ölen, daß er uns endlich ein andres Lied singt. Kopf hoch, Frau Baronin!“

Der Oberinspektor war aufgestanden und ging vor der Bank in kurzen Schritten auf und ab. Ueber Frau Natalys Augen flog ein leichter Glanz. Sie gab Tschammer die Hand.

„Sie waren mir, seit ich auf Bronin bin, immer ein väterlicher Freund, mein bester Herr Tschammer. Wie es

auf dem Wirtschaftshof immer lebendiger wurde und in meinem Hause immer stiller, da haben Ihre treuen Worte mich so oft neu ausgerichtet. Ich klammere mich jetzt an Ihnen fest. Lassen Sie mich nicht im Stich. Helfen Sie ein bißchen nach, daß der Besuch nicht so bald wieder fortgeht. Lassen Sie es an nichts fehlen. Herr v. Saar ist ein brauchbarer Gesellschafter, er wird Sie gewiß darin unterstützen. Mein Gott — ich habe ja eine so schreckliche Furcht, daß alle Freude wieder nur ein Strohhalm sein kann. Nach jedem Strohhalm greife ich — wenn mein Mann nur wieder der alte wird.“

Langsam setzte sie hinzu:

„Wir haben ja so viel — so viel verloren.“

Ihre Lamen die Tränen in die Augen.

„Verlassen Sie sich auf unsern guten Willen. Es soll jeder das Seine tun. Dafür werde ich sorgen.“

Er schüttelte ihr herzlich die Hand und empfahl sich mit einer schlecht verhehlten Eile, denn er hielt es nicht mehr aus, wenn er die stille, zarte Dame mit der stolzen Freifrau von einst verglich, deren Haus Sommer und Winter nicht zur Ruhe kam vor Gästen aus nah und fern. Aber sie begleitete ihn bis zur Turmede, und sagte noch einmal:

„Verlassen Sie mich nicht!“

### 11. Kapitel.

„Von Döderlein?“

Hastig riß Erich den Briefumschlag auf.

„Lieber junger Freund! Zunächst: Wie geht es Ihnen? Ich darf wohl annehmen, daß die erfreuliche Zufriedenheit mit Ihrem Wirken und Werden, die aus Ihrem letzten Neujahrsbriefe sprach, sich nicht geändert hat, vielleicht noch weiter gewachsen ist. Da kommt nun der alte Döderlein und rührt wieder an Zeiten, die fast begraben sind. Aus den beiliegenden Zeitungsausschnitten erkennen Sie, was ich meine. Es wird mich natürlich interessieren, was Sie daraufhin vornehmen. Sollte Sie der Weg über Liegnitz führen — Sie wissen, wo ich wohne. Mit den besten Grüßen Ihr

Döderlein.“

Erich Wölfflin faltete die Ausschnitte auseinander.

„Breslau, 7. Juli. Bei den Baggerarbeiten an der Dombrücke förderten die Stromarbeiter dicht an Mittelpfeiler mit dem Schwemmsand eine kostbare goldene Uhr und einen goldenen Manschettenknopf zutage. Beide Gegenstände zeigten in einer fremdartigen Emailletechnik einen blauen Anker mit mehreren Sternen darüber. Die Stücke wurden dem Fundbureau im Polizeipräsidium übergeben.“

Der junge Mann erbleichte. Mit zitternden Fingern nahm er den zweiten Ausschnitt.

„Breslau, 9. Juli. Die vorgestern beim Baggern an der Dombrücke aufgefundenen Werkstücke mit dem blauen Ankerwappen erinnern an einen Kriminalfall, der vor mehreren Jahren Aufsehen machte und bis heute ungeklärt blieb. Damals verunglückte —“

Mit ungehemmter Gewalt brach der alte Schmerz in Erich durch, daß er nicht weiterzulesen vermochte und nach

einem Stuhl griff. Dann hob er noch einmal das Blatt und sah die Schlusssätze:

„Das Ankerwappen wurde damals mit dem Fall in Verbindung gebracht. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Fund Licht in die Affäre bringt.“

Er stand auf und durchmaß die Stube mit unruhigen Schritten.

Sollte er noch einmal seine Seele auswählen lassen? Sollte er noch einmal verwehte Spuren aufnehmen und dabei mit der Welt zerfallen? Hatte es einen Sinn, einen vernünftigen Zweck? Lag nicht das Leben mit seinem ganzen Reichtum von Licht und Sonne vor ihm?

Das Schicksal hatte ihn einen kurzen, geraden, glücklichen Weg geführt. War es nicht Sünde, ihm von neuem den Fehbehandelschuh hinzuwerfen? Wozu das?

Er schüttelte den Kopf.

„Nein! — Nein!“

Es überkam ihn fast wie eine Scheu, daß er, er allein, von Schwester und andern nicht geahnt, etwas Dunkles in sich herumtrug, das Tag und Nacht verborgen auf der Laier lag, immer zum Sprunge bereit. Das Geheimnis des blauen Ankers wohnte wie ein türkischer Gast in seinem kleinen Familienkreise und drohte zu gegebener Zeit eine Brandsfadel in den Frieden des Hauses zu werfen. Wie eine Zentnerlast brüdete dies unselige Wissen auf sein Gehirn.

„Nein! — Nein!“

Erich Wölflin packte die Döderleinsche Sendung in einen Umschlag, versiegelte ihn und verschloß die Papiere, die ihm in den Fingern brannten, im letzten Fach des Schreibtisches. An Döderlein schrieb er ein kurzes Dankwort und daß er über das weitere unschlüssig sei.

Er war es zufrieden, daß Lotte gestern abgereist war und sehnte auch den Tag herbei, an dem Tante Malchen mit Frau Professor Ladenburg zum Bahnhof fuhr. Er brauchte jetzt Einsamkeit.

Für einen Tag riß ihn ein freudiges Ereignis in eine leichtere Welt. Das Preisgericht für den Wettbewerb um den Neubau des Thorner Stadttheaters erkannte ihm den zweiten Preis zu. Das war ein großer Erfolg. Berühmte Theaterbauer standen erst an dritter und vierter Stelle. Aber als der Abend kam, bedrängten ihn wieder die Schatten der Vergangenheit. Er ging zu Gerhard Ladenburg hinunter und lud ihn zu einer Flasche Wein ein. Sie schlenderten durch den Tiergarten, durch das Brandenburger Tor über die Linden und suchten bei Lutter eine stille Ecke.

„Was grübelst du? Du hast doch heut' allen Anlaß —“

„Ja, Verd, ich überlege hin und her. Ich werde morgen abend nach Breslau fahren. In Geschäften. In drei Tagen bin ich wieder hier.“

Der blaue Anker hatte ihn besiegt, so sehr er sich dagegen wehrte. Er zog ihn an wie ein Magnet. Wenn er auch nichts weiter erreichte — und er wollte auch nichts weiter — die beiden Wertstücke mußte er sehen und sie in seinen Besitz bringen.

Auf dem Breslauer Polizeipräsidium begegnete er den größten Schwierigkeiten. Es war gut, daß er einige Schriftstücke aus dem damaligen Untersuchungsverfahren eingestekt hatte. Er erwirkte schließlich eine Verfügung des Untersuchungsrichters, daß einer Aushändigung der Uhr und des Anspießes aus der Niederwiesenthaler Sache gegen Unbekannt an den Sohn des verunglückten Kantors Wölflin nichts im Wege stände.

Bei seiner Rückkehr fand er Briefe von Ladenburg und seiner Schwester Lotte vor. Ladenburg schrieb ihm:

„Sie müssen auf acht Tage doch noch herüberkommen. Man bekommt ein andres Bild.“

Und Lotte erzählte auf acht Seiten ihre bisherigen Reise- und Ferienerlebnisse. Erich las das alles aufmerksam durch und machte sich mit dem bunten Personenkreise auf Bronin rasch bekannt.

„Es sind alles liebe Leute und, was viel sagen will, einfache Menschen. Bronin mit seinen elf Nebengütern ist ein Millionenbesitz. Aber die Lebenshaltung ist wie in einem gewöhnlichen Gutshause. Das kommt vielleicht daher, daß auch hier die Freuden nicht ungemischt sind. Der Freiherr ist einmal früher sehr krank gewesen und soll eine schwere Melancholie zurückbehalten haben, wovon ich persönlich allerdings bisher noch nichts gespürt habe. Das Drückendste ist aber der zweite Sohn, ein netter, stiller Mensch in Deinem Alter. Hoffnungslos lungenleidend, erklärte mir Oberinspektor Tschammer, ein prächtiger alter Herr, vor dem sie alle

mächtige Angst haben. Der junge Waldemar Rothkirch tut mir in der Seele leid. Für alles Gute und Schöne eingenommen, und er möchte die Welt einrennen, bis ihn der schlimme Husten jäh in die elende Wirklichkeit zurückwirft. „Nur einen heimlichen Feind habe ich hier, das ist Saar!“ So erklärte er mir gleich am zweiten Tage ganz offen. Dieser Herr Adalbert von Saar — sie nennen ihn alle den „schönen Adalbert“ — ist hier Betriebsdirektor. Ein charmanter, eleganter und lustiger Mann. Mit ihm hat Papa Ladenburg am meisten zu tun, und sie kommen sehr gut miteinander aus. Saar duckt sich auch vor Papachen, weil er mit seinen Fabrikbauten wohl manches verpfuscht hat. Warum Waldemar Rothkirch mit ihm so gespannt lebt, weiß ich nicht. Aber ich glaube, es geht dabei um Susi. Susanne Rothkirch ist die ältere Tochter. Sie soll mir sehr ähnlich sein, und ich bin schon nett mit ihr befreundet. Saar macht sich wohl Hoffnungen auf das liebe Mädchen. Aber ich wünsche ihr auch etwas anderes, denn Saar hat in seiner ganzen Art etwas, was mir nicht gefällt. Susi mag ihn gar nicht leiden. Er betreibt den Angelsport als Leidenschaft; das nennt Susi eine Noheit. Seitdem er das weiß, macht er es nur noch ganz heimlich. Ich fühle mich hier wie zu Hause und gehe der Hausfrau ordentlich zur Hand. Das Landleben ist doch herrlich. Die große Milchwirtschaft, der Hühnerhof, die Viehställe — immerfort werde ich an Niederwiesenthal erinnert. Ich kann auch schon etwas Polnisch. Denke Dir nur — alles ist hier polnisch, nur die Herrschaft, die Beamten und ein paar Vorarbeiter sind Deutsche. Da geht es natürlich immer po polsku, und wer da mit will, muß schon ein bißchen Polnisch verstehen. Bitte, schide mir doch einen kleinen polnischen Zeitfaden; es macht mir großen Spaß; da taunst Du Dir denken, daß Ise hier noch nicht recht warm geworden ist. Es ist manches wohl anders, als sie es sich ausgemalt hat. Sie will nun einmal Berlin W nicht ablegen, und das paßt hier doch gar nicht gut her. Nächsten Sonntag ist große Gesellschaft. Die ganze Umgebung ist eingeladen, und die originelle Mämmri-Kathrin, das Faktotum der Gnädigen und Beschließerin von allem, kommt vor lauter Vorbereitungen gar nicht mehr zu Atem. Dann wird wohl auch Ise auf ihre Kosten kommen. Trude liegt den ganzen Tag mit der kleinen Eva auf dem Pferde, oder sie plant sich im See, ein herrliches, meilenlanges Gewässer hinter dem Park, größer als der Wannsee. Auch der Park ist riesig, halb so groß wie unser Tiergarten, aber viel, viel schöner, stellenweise wie ein richtiger Urwald gehalten, mit wirklichen Hirschen und Rehen darin, die wir immer füttern. Sie sind sehr zahm. Morgen kommt der älteste Sohn, Dietrich, Oberleutnant bei den Potsdamer Husaren, der Stolz des Vaters. Der Freiherr ist um uns rührend bemüht. Das Schönste und Beste läßt er für uns herbeischleppen. Mit mir hat er es, wie es scheint, am meisten, so daß vorhin erst Susi zu mir sagte: „Jetzt fange ich bald an, eierförmig auf Sie zu werden.“ Er ist aber auch ein herzensguter Mensch, und ich war ganz erstaunt, als Susi einmal so nebenbei bemerkte: „Das ist er aber auch erst seit acht Tagen. Früher war er immer recht zugedöpselt, auch zu uns.“ Sie sagen alle, wir Berliner hätten ihm das Lachen erst wieder beigebracht, und es ist ja wahr, wir sind anders als die Broniner. Man kennt eben an vielen Lachen die — Narren! Wenn wir den Mund aufmachen, gibt es einen unfreiwilligen Wig. Ich soll besonders groß darin sein. Waldemar Rothkirch nennt mich das Charlottenburger „Kind“. Und das ist doch eigentlich unsere Trude. Aber Feindschaft gibt es darum nicht.“

So ging es über zwei Bogen, und Erich mußte schließlich selber lachen, das war ganz seine Lotte, gerade heraus und den losen Schalk im Nacken.

(Fortsetzung folgt.)

## Im Nebel.

Kriegsstizze von W. Johannes.

Fähnrich Joseph Söllner blieb stehen und überlegte, was er tun solle. Er hatte sich verirrt und zwar so gründlich, als das überhaupt möglich ist, denn er wagte nicht einmal mehr, wo Norden oder Süden war. Ein Vorwärt war ihm deshalb nicht zu machen, denn es war unmöglich, auch nur die allernächste Umgebung zu erkennen. In den ersten Abendstunden, als Söllner seine Truppe verließ, war der Nebel kaum bemerkbar gewesen, nur hier und dort zog ein dünner Streif über die zerstampfte, zerrissene Erde. Das hatte recht harmlos ausgesehen. Aber rasch war er dichter geworden und jetzt, um Mitternacht, stand er

ringsum wie eine Mauer. Nicht drei Schritte weit konnte man sehen.

Eine erbärmliche Geschichte — dachte der Fährich. Er hatte schon mehr als einmal auch unter schwierigen Verhältnissen Erkundungen erfolgreich durchgeführt, zu denen er sich freiwillig anbot. Es war nicht nur die unbefürchtete Sorglosigkeit seiner neunzehn Jahre, die ihn so oft in Gefahr brachte. Er war wegen bis zur Tollkühnheit, aber auch gewandt, geschmeidig und kräftig, darum suchte er die Gefahr wie sein eigenes Element und die Vorzeichen ließen ihn gewöhnen. So hatte er auch die Erlaubnis erhalten, die Stellungen der Engländer, die dem Regiment gegenüberlagen, zu rekonoszieren. Der Major hatte ihn noch besonders gelobt, ob seines Mutes, als er sich dazu erbot, und hervorgehoben, von wie großem Wert unter Umständen seine Erkundung sein konnte. Und jetzt sah er in der Patzche. Der erbärmliche Nebel machte alles zunichte.

Schritt um Schritt tappte der Fährich durch die Finsternis. Zu der Ferne sollte Kanonendonner, der selbst jetzt zur Nachtzeit nicht völlig verstummen würde. Engländer und Franzosen verschossen ihre Granaten wie immer auch dann, wenn sie keine Aussicht hatten, etwas zu treffen. Söllner wollte aus dem Rollen des Geschützwehlers erraten, in welcher Richtung der Feind lag, aber es äßte ihn immer wieder, einmal glaubte er es zur Rechten, dann zur Linken zu hören. Auf's Geratewohl ging er weiter, irrte umher, wie man schon seit zwei Stunden, stolperte, fiel einmal fast in einen Graben, stieß gegen einen Baum, der plötzlich in der absoluten Finsternis vor ihm stand, und dann hörte er plötzlich Stimmen. Zwei Menschen näherten sich ihm und dabei sprachen sie miteinander. Er legte sich auf den Boden und lauschte. Es war ihm unmöglich, sie zu sehen, aber nach seiner Schätzung konnten sie nicht weiter als fünf Schritte von ihm entfernt sein. Sie blieben stehen und dann brannte ein schneeweißer Lichtkegel in dem Nebel auf. Die beiden hatten eine elektrische Lampe eingeschaltet und leuchteten auf der sie gestanden waren. Dort mußte wohl eine Straße sein. Fährich verstand ihre Worte nicht, aber er hörte es an dem Tonfall. Die Engländer verschwanden und er ging nach der Stelle, auf der sie gestanden waren. Dort mußte wohl eine Straße sein. Der Fährich hatte sich in dieser Annahme nicht getäuscht. Er fand einen etwa meterbreiten Weg und ging nun auf denselben in derselben Richtung weiter, welche die Soldaten eingehalten hatten. Dabei wandte er die größte Vorsicht an und lauschte nach jedem Schritt, ob sich niemand ihm näherte, denn er zweifelte jetzt nicht mehr daran, daß er sich hinter der feindlichen Frontlinie befand. Wohl eine halbe Stunde lang trat er auf kein Hindernis, dann hörte er abermals sprechen. Ein Pferd wieberte, und der gelbe Schein eines Feuers glomm durch den Nebel. Gleich darauf mußte der Fährich sich rasch zur Erde werfen, um nicht mit einem Mann zusammenzustößen, der sich da herantrieb. Dann verließ er den Weg und kroch erst nach rechts, dann nach links ein Stück weit über den feuchten, groben Boden hinaus. Überall war es dasselbe, Menschen, Pferde und Lagerfeuer, dazwischen die kaum erkennbaren Umrisse der Zelte. Was Söllner bisher vermutet hatte, wurde ihm zur Gewißheit — er befand sich hinter der feindlichen Front.

Das war keine angenehme Entdeckung. Wiewohl der Nebel, was schon bald gesehen konnte, so war er unter diesen Engländern ein toter Mann. Nach dem, was er von der Art wußte, wie sie mit Gefangenen umgingen, schien die Aussicht, in ihre Hände zu fallen, nichts weniger als verlockend. Ganz ruhig und kühl überlegte der Fährich, was er nun tun könne. Die Möglichkeit, daß er aus der Falle wieder herauskam, war gering. Vielleicht half ihm irgend ein Zufall. Er hatte gehört, daß Leute in solchen Situationen sich retteten, indem sie einen Fluß herunterschwammen. Vielleicht gab es einen solchen da irgendwo. Freilich war das nur eine sehr schwache Möglichkeit. Zunächst aber mußte er wieder zurück, denn hier konnte er jeden Augenblick gefangen werden.

Er suchte und fand den Weg wieder, auf dem er hergekommen war, und schritt jetzt in entgegengesetzter Richtung auf denselben etwa eine halbe Stunde lang dahin, bis er plötzlich an eine Mauer stieß. In dem dichten Nebel war sie wie aus der Erde herausgewachsen, fast hätte er in seiner Ueberraschung einen Fuß ausgestoßen. Er unterdrückte ihn eben noch rechtzeitig. Es war gut, daß er so viel Verstandesgegenwart besaß, denn im gleichen Moment vernahm er deutlich in geringer Entfernung eine laute Stimme. Er hatte den Eindruck, daß er sich hinter oder neben einem Haus befand, auf dessen anderer Seite Menschen waren. Ganz leise und vorsichtig, sorgfältig bemüht, nicht das geringste Geräusch zu verursachen, tastete er sich an der Mauer entlang. Es war wirklich die Außenwand eines kleinen Hauses, drei Fenster, die durch hölzerne Läden verschlossen waren, lagen nicht hoch über dem Erdboden. An der einen Ecke stand ein Baum. Umterbrochen rieselten die Tropfen von seinen Zweigen. Fährich Söllner betastete die Rinde und spürte, daß es ein Birnbaum war. Unwillkürlich hob er den Blick und wunderte sich, daß er die hoch aufstrebenden Äste teilweise erkennen konnte. Der Nebel mußte plötzlich dünner geworden sein. Als der Fährich dann vorsichtig um die Ecke blickte, sah er noch etwas, es war groß und ungeschlachtet, plump und eckig rechte es sich vor dem Haus in die Höhe. Was war das wohl?

Der Fährich brauchte nicht lange zu raten, denn nun schob eine mächtige Lichtflut durch die Nacht und er erkannte, daß es eine Flugmaschine war.

Seit Tagen kam immer wieder ein englischer Flieger über die deutschen Stellungen und warf Bomben herunter. Aus der Art, wie er dicht hinter der feindlichen Front niederging und oft sehr schnell wiederkam, hatte man darauf geschlossen, daß er da einen Stützpunkt haben mußte, man hatte auch ausgerechnet, wo derselbe wohl sein konnte. Söllner zweifelte keinen Augenblick, daß er diesen jetzt vor sich hatte. Den Revolver in der Faust beobachtete er gespannt, war vorging, nachdem er sich tastend überzeugt hatte, daß die Patronen im Kasten steckten. Wenn sie ihn da fanden, wollte er sein Leben so teuer als möglich verkaufen.

Vorläufig allerdings kümmerten sie sich nicht um ihn, sie hatten wichtigeres zu tun. Sie setzten jetzt im Nebel einland. Fährich Söllner brauchte sich bald nicht mehr sehr anzustrengen, etwas zu sehen. Der Nebel wurde wirklich dünner und der Morgen war nahe. Langsam begann es zu dämmern.

Drei Menschen bemühten sich bei dem Schein einer großen elektrischen Lampe um den Flugapparat, zwei Offiziere und ein Mechaniker. Sie standen jetzt im Nebel wie hinter einem leichten Schleier, durch den alles gut zu erkennen war. Der Mechaniker brachte Benzin- und Oelfassern, füllte und schmerte, und die beiden Offiziere halfen ihm dabei. Dann sprach der eine von ihnen, der Mechaniker lief wieder in das Haus und kam mit leeren Händen zurück. Nun gab es ein aufgeregtes Schellen. Der Fährich lauschte sehr aufmerksam. Er verstand nicht alles, aber doch den Sinn der Unterhaltung. Sie hatten den Apparat gefüllt, aber es zeigte sich anscheinend, daß der Benzinvorrat nicht mehr für eine längere Fahrt reichte. Der Mechaniker wurde mit Schimpfsworten überschüttet, weil er nicht rechtzeitig für die Ergänzung desselben Sorge getragen hatte. Er stand wie ein Stod und ließ alles gleichgültig über sich ergehen. Die Offiziere berieten ein paar Minuten miteinander und dann kamen sie zu dem Schluß, daß die Füllung für den Augenblick ausreichte. Sie wollten fliegen und bis zu ihrer Rückkehr sollte der Burche für Ergänzung des Vorrates sorgen. Er ging ins Haus und kam mit einem Handwagen zurück, den er mit leeren Kannen vollstellte, dann zog er an und trollte langsam fort, den Wagen hinter sich hersiehend. Wieder untersuchten und probierten die beiden Offiziere, ließen den Motor anlaufen und stellten ihn wieder ab. Sie sahen nach dem Himmel, der zunehmend heller wurde.

Fährich Söllner stand die ganze Zeit auf seinem Beobachtungsposten und verwandte keinen Blick von der Szene, die vor ihm lag. Eine ungeheure Spannung hatte sich seiner bemächtigt, er war in fieberhafter Erregung. Wenn es eine Rettung für ihn gab, so lag sie hier. Zu verlieren hatte er jetzt nichts mehr, sobald der helle Tag angebrochen war, mußten sie ihn finden. Jeden Augenblick konnte jemand da vorbeikommen und ihn sehen. Ein tollkühner Streich rettete ihn vielleicht; mißglückte er, so konnte ihm nichts schlimmeres passieren als was ihn an sich erwartete. Ein glücklicher Zufall kam ihm zu Hilfe.

Die beiden Offiziere hatten die Lampe, mit der sie bisher gearbeitet, ausgelöscht, es war so hell, daß sie ohne dieselbe sehen konnten. Nun schien ihnen etwas einzufallen. Sie sprachen etwas, der eine ging ins Haus, kam mit Mütze und Säbel zurück und entfernte sich dann mit schnellen Schritten in der Richtung, die der Burche eingeschlagen hatte.

Nun war es Zeit!

Fährich Söllner stand mit ein paar raschen, lautlosen Schritten neben dem Offizier. Der hatte sich eben nochmals über die Maschine gebeugt, und als er sich nun aufrichtete, fühlte er kaltes Eisen an seiner Schläfe. Erschrocken fuhr er herum, mit weit aufgerissenen Augen starrte er den Fährich an. Kein Ton kam im ersten Schreden über seine Lippen, seine Hände fuhren nach der Pistolenfasse, aber er hatte das Portepoe, an dem sie hing, abgelegt. Barhaupt, ohne Waffe, mit silbergeschmierten Fingern stand er vor dem Deutschen, der noch immer die Pistolenmündung auf seine Stirne gerichtet hielt. Das dauerte nur einen Augenblick, dann fing er an, so laut er konnte, um Hilfe zu schreien und fuhr mit beiden Fäusten nach Fährich Söllners Gesicht. Der tat einen Schritt zur Seite und im gleichen Moment krachte ein Schuß. Der Engländer brach zusammen. Söllner warf den Motor an und kletterte auf die Maschine. Er hörte lautes Rufen, Menschen kamen gerannt, Schüsse krachten, aber schon stieg der Apparat heil empor. Der Fährich wußte Bescheid, trotzdem er kein Flieger von Beruf war.

Eine Viertelstunde später stieg er bei seinem Regiment aus dem Apparat, von einem brausenden Hurra der Kameraden begrüßt. Sie hätten ihn wohl als den vermeintlichen Engländer heruntergeholt, wenn er nicht aus der Höhe erst als Erkennungszeichen seinen Waffenrod heruntergeworfen hätte, ehe er sich in Schußweite herabwagte.

## Das Rebhuhn.

(Zur Eröffnung der Rebhühnerjagd.)

Ein guter Bissen ging dem guten Sancho Panza, dem unsterblichen Knappen des edlen Ritters Don Quixote, über alles; man kann es daher verstehen, daß er es vorschlug, auf die ihm übertragene Statthalterchaft der heißerrebten „Insel“ zu verzichten, als

der ihm beigegebene Leibarzt ihm angeblich aus Rücksicht auf das Staatswohl nicht einmal das Entsetzen gestattete. Den größten Schmerz bereite es dem braven Sancho, als eine Schüssel feder gebratener Rebhühner auf seiner Stuhlhaltertafel erschien und der Leibarzt ihm unter Verapung auf den großen Hippokrates, den „Leitfaden und die Fadel der Heilkunde“, deren Genuß unterjagte. „Omnis saturatio mala, verditis aem pessima“ zitierte der Arzt aus Hippokrates, zu deutsch: „Jede Sättigung ist schädlich, am schädlichsten aber ist sie, wenn sie durch den Genuß von Rebhühnern herbeigeführt wird.“ Zu Ehren des alten braven Hippokrates wolten wir annehmen, daß er das nicht gesagt hat, sondern daß der spanische Arzt, der überhaupt ein arger Spatzvogel gewesen ist, nur geklunfert hat. Auch andere Gründe sprechen gegen eine solche Annahme: die alte Medizin sprach dem Rebhuhn gewisse heilkräftige Wirkungen zu; das hätte sie nicht getan, wenn Hippokrates, dessen Lehren ihr als unantastbar galten, sich ungünstig über den Genuß des Rebhuhns ausgesprochen hätte. In einer Beziehung aber findet das angeblich: Sitat des alten spanischen Arztes heute seine Erfüllung: es ist ein sehr schädliche Sache, wenn jemand sich an Rebhühnern satt essen will; die Schädlichkeit beschränkt sich allerdings nur auf den Gbbauteil. Von Jahr zu Jahr sind die Rebhühner im Preise gestiegen; im jetzigen Kriege sind sie besonders teuer, weil es an Rebhühnjägern fehlt, von denen die meisten an der Front stehen. Junge Rebhühner sind die besten. Es gibt untrügliche Merkmale, mit deren Hilfe man feststellen kann, ob ein Huhn jung oder alt ist. Ein dichterlich veranlagter Jäger, so schreibt uns ein Mitarbeiter, hat diese Merkmale einst in den nachstehenden Vers vereinigt:

Is gelb der Tritt des Huhns gleich der Zitrone,  
 So ist's von diesem Jahre zweifelsohne,  
 Doch rechne davon zwei auf einen Wopf,  
 Sie werden dir gar sehr gering im Topf!  
 Das Huhn mit Tritten, gelb wie Apfelsine,  
 Vor allem dir zum saft'gen Braten diene;  
 Bei hellem, grauem Tritte laß dir raten,  
 Ein halbes Stündchen länger es zu braten.  
 Scheint dunkel schon des Huhnes Tritt und grau,  
 So locht's vorm Braten erst die kluge Frau.  
 Blaugraue Tritte, Schnabel beinah weiß,  
 Rings um die Augen ein hellerer Kreis;  
 Daß ab, umiond sind Speck und Fett und Butter:  
 Derart ge Hühner schen! — der Schwiegermutter.“

Daß dieser Dichter ein Jäger gewesen ist, geht schon daraus hervor, daß er immer nur von den Trittschen und nicht von den Füßchen des Rebhuhns redet. Es ist aber weit gefehlt, wenn man glauben wollte, daß der letzte Vers den Dichter zu einem Widersacher der Schwiegermutter stempelte. Damit hat es vielmehr die folgende Bewandnis: In manden Kochbüchern gibt es Rezepte für die Bereitung des sog. Schwiegermutterhuhns („Rebhuhn à la Schwiegermutter“ sagte man früher auf gut Deutsch). Die Ausführung dieser Rezepte erfordert immer eine große Erfahrung und Weislichkeit in der Kochkunst, wie man sich augenscheinlich nur einer Schwiegermutter zutraut. Daher also wohl der Name „Schwiegermutterhuhn“. Vielleicht hat nun der Dichter ausdrücken wollen, daß mit einem ganz alten Huhn nicht einmal die kluge Frau, sondern nur die Schwiegermutter etwas anzufangen wisse...

**Vermischtes.**

\* War es Herbert? Vor dem Gericht in Manchester ist kürzlich ein sehr seltsamer Fall zur Verhandlung gelangt, der stoffsuchenden Romandichtern empfohlen werden kann. Am 26. Juli dieses Jahres erhielt Frau Tandy in Westgorton bei Manchester die traurige Nachricht, daß ihr Mann, der als Sergeant an den Dardanellen kämpfte, seit dem 15. als vermißt gemeldet sei. Am nächsten Tage erlitten in den Wäldern von Manchester die Verlustliste und brachte das Verschwinden des Sergeanten Herbert Tandy der Öffentlichkeit zur Kenntnis. Am selben Abend hörte nun Frau Tandy, wie jemand von der Straße aus nach ihr rief. Sie ging aus Heulter, steckte den Kopf hinaus und sah unten einen Soldaten in Felduniform warten. „Wer sind Sie?“ rief sie hinunter. Der Fremde antwortet: „Ich bin Herbert.“ Auf diese Auskunft eilte Frau Tandy die Treppe hinunter, schloß die Tür auf und sank dem Eintretenden gerührt in die Arme. Eben angelangt, liehen ihr aber bei Licht Zweifel aufgeschlagen zu sein, ob der Ankömmling wirklich ihr Mann sei. Die gewissenhafte Dame beherrschte ihre Zweifel einen Tag, zwei Tage, eine Woche; immer noch konnte sie, wie sie dem Richter erklärte, beim besten Willen nicht herausbekommen, ob dieser Herbert wirklich ihr Herbert sei. Trotzdem behielt sie ihm die ganze Zeit hindurch bei sich und stellte ihn auch ihren Bekannten als ihren Mann vor. Viele konnten sich ebenso wenig wie sie selber über den Mann in Mask schlüssig werden; und böse Jungen behaupteten bereits, der angebliche Sergeant sei ein Fremder und Frau Tandy leiste sich nur eine ganz unverantwortliche Extratour. Um diese empfinden Gerüchte zum Schweigen zu bringen, schickte die Angeschuldigte ihren so-dasant Gemahl fort, aber nur zu ihrer Schwester nach Warden in Yorkshire. Nun mißte sich aber die hohe Obrigkeit hinein; das Regiment, dem Tandy angehörte, sandte einen Inspektor nach Warden, und dieser

brachte den Mann in Mask nach Manchester in Gewahrsam. In diesen Tagen fand nun, wie gesagt, die Verhandlung statt. Der Mann in Mask wurde fünf Angehörigen des Regiments gegenübergestellt, die mit dem Sergeanten Tandy an den Dardanellen zusammen geacht haben, und aufgefördert, ihren Namen zu nennen. Vier bezeugte er richtig, einen davon mit falscher Charge. Trotzdem erklärten die fünf einstimmig, der vorgeführte Tandy sei nicht der echte Tandy, den sie gekannt hätten. So bleibt das „grausame Rätsel“ bis auf weiteres ungelöst. Und da lange man noch, daß die Romantik aus der Gegenwart verschwinden sei!

\* Der Paradiesgarten aus Zement. Die Stadt Kansas in Nordamerika hat einen neuen Anziehungspunkt gewonnen, einen Garten aus Zement. Ueberer des wunderlichen Parkes ist ein dort ansässiger Farmer, der sich von religiösen und mystischen Gedanken beherrscht fühlte und sie in einem leicht zu handhabenden Material verewigen zu müssen glaubte. Um sein Hochhaus herum erheben sich daher heute sonderbare Gesteinssäule, in deren klaffenden Nesten kleine Wespenherden herumturnen. Das Ganze ist mit einem Zaun umgeben und trägt über dem Tore die geheimnisvolle Inschrift „Paradiesgarten“. Freilich darf vermutet werden, daß Adam und Eva, wenn sie aus diesem Garten vertrieben worden wären, sich beglückwünscht hätten.

— Die Entdeckung des Kautschuks. Ohne Kautschuk kein Krattwagen und ohne Krattwagen kein moderner Krieg. Mit diesen kurzen Worten ist die Bedeutung der Entdeckung dieses wichtigen technischen Hilfsmittels wohl am besten charakterisiert. Als erster Europäer soll Kolumbus auf seiner zweiten Amerika-reise 1492—1493 bei den Eingeborenen Guaitis den Kautschuk gesehen haben. Der erste nähere Bericht über diesen merkwürdigen Naturkörper stammt aus dem Jahre 1736 und hat zum Verfasser den Spanier Gonzalo Fernandez d' Oviedo y Valdes, der ihn bei den Indianern Südamerikas kennen lernte. Gleichzeitig berichteten die französischen Forscher La Condamine und Bouguer, die damals im Auftrage ihrer Regierung Gradmessungen am Amazonasstrom vornahmen. Condamine sandte als erster Proben nach Paris. Die wichtigste Eigenschaft des Kautschuks, Reißfahigkeit auszuweisen, sollen 1770 Magellan und gleichzeitig Priestley entdeckt haben. Die Entdeckung des Kautschuks als eines unversetzten Hilfsmittels, das ihn zum Träger der heutigen hochentwickelten Industrie gemacht hat, datiert aber erst von dem Zeitpunkt, in dem man ihn derart zu verarbeiten lernte, daß er innerhalb weiter Temperaturgrenzen seine Elastizität, Festigkeit, Unveränderlichkeit und Dichte nahezu unveränderlich erhielt. Die Entdecker des als Vulkanisation bezeichneten Verfahrens sind Goodhear (1839) und Hancock (1843). Neben Südamerika bildet hauptsächlich Afrika die Quelle des Wildkautschuks, doch wird die systematische Gewinnung auf Plantagen bestän-dlich immer weiter ausgebaut. Auch die deutschen afrikanischen Kolonien waren hieran hervorragend beteiligt. Die Wichtigkeit des Kautschuks wird am besten durch die Tatsache illustriert, daß die Weltproduktion in der letzten Zeit auf etwa 100 000 Tonnen jährlich gesteigert war, was etwa einem Geldwerte von 1 Milliarde Mark entsprechen dürfte.

**Bücherlich.**

— Ich kenne keine Parteien mehr. Ein Roman aus Deutschlands großer Zeit von Henry Wenden. (Verlag von Otto Janke, Berlin SW. 11). Das Kaiserwort „Ich kenne keine Parteien mehr“ hat die Gesinnungsänderung gekennzeichnet, die sich mit dem Ausbruch des Weltkrieges in deutschen Völk vollzog. Diesen großen Stimmungsumschwung schildert uns der Ver-fasser an typischen und charakteristischen Gestalten, die wir in ihrer Gütedenkwirklichkeit kennen lernen und dann auf ihren Kriegs-sahften begleiten.

**Zitatensätze.**

- Aus jedem der folgenden Zitate ist ein Wort zu nehmen, so daß sich ein neues Zitat ergibt:
1. Wenn ihr das Leben gar zu ernsthaft nehmt, was ist denn dran?
  2. Was schert mich Weib, was schert mich Kind! . . . .
  3. Ich weiß nicht, was soll es bedeuten.
  4. Die reinen Frauen steh'n im Leben Wie Rosen in dem dunklen Laub.
  5. An der Quelle sah der Anabe, Blumen wand er sich zum Kranz.
  6. Eine Mutter ist der Schutengel ihres Kindes.
  7. Richter nur nie des Mannes einzelne Taten.
  8. Winster fallen wie Butterbrote, gewöhnlich auf die gute Seite.
- Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des magischen Quadrats in voriger Nummer:

I	R	A	N
R	A	B	E
A	B	B	T
N	E	T	T